

Katholische Akademie Freiburg  
5. April 2008

**Macht und Gewissen:**  
Kirchenkritik als Machtkritik bei Reinhold Schneider

Karl-Josef Kuschel

1994 veröffentlicht der Politikwissenschaftler Georg Müller eine erhellende Studie unter dem Titel „Reinhold Schneider und die Politik. Zwischen Macht und Gewissen“. Alle großen Themen dieses Komplexes sind auf knapp 200 Seiten anhand vieler Texte von Reinhold Schneider eindrucksvoll rekonstruiert. Deutlich wird: Kaum ein Schriftsteller der deutschen Literatur hat so früh und so intensiv sich mit der Frage der Macht auseinandergesetzt und damit mit der Frage, wie Macht entsteht, sich entfaltet, gebändigt und kontrolliert werden kann. Gerade das große historische Werk Reinhold Schneiders, seine Monographien etwa über die großen europäischen Monarchien von Portugal über die Hohenzollern bis Großbritannien, sind von der Erkenntnis durchdrungen, dass einerseits Macht und Tragik zusammengehören, andererseits die Macht unter den Primat und die Verantwortung des Geistes und des Ethos gestellt werden muss. Weltgeschichte und Heilsgeschichte sind ineinander verschlungen. Gerade Christen haben zur politischen Macht ein zwiespältiges Verhältnis. Macht ist einerseits notwendig zur Gestaltung der Welt im Geiste des Friedens und der Gerechtigkeit. Macht auf der anderen Seite korrumpiert. Man verfällt dem Größenwahn, der Verführung durch falsche Mächte, liefert sich dem Widersacherischen aus. Erhellend zu lesen, was hier über Reinhold Schneider als einen „Monarchisten wider die Restauration“ zu lesen ist oder über Reinhold Schneiders Vision vom Frieden unter den Stichworten „Waffenlos aus Gewissensgründen“, „Ewiger Friede als Auftrag“. Fazit dieses Autors:

„Reinhold Schneider war kein politischer Moralist. Vielmehr war er ein politischer Denker, der mit Hilfe seiner tragischen, personalen und transzendenten Geschichtsbetrachtung die politischen Fragen nicht aus der Perspektive der Macht, ihrer Erhaltung und Erweiterung beantwortet, vielmehr aus der existentiellen Sinnfrage des Menschen eine politische Ethik formulierte, die er an historischen Beispielen aufzeigte und die er mit seiner Widerstandshaltung im Dritten Reich, seiner Entlarvung der modernen Wissenschaft und seinem publizistischen Einsatz gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands – angesichts der atomaren Waffen – unter persönlichen Opfern praktizierte. Dabei war sein Anliegen eine sittlichen Werten unbedingt verpflichtende Kultur, die von moralischen Politikern getragen wird. Sittliches Handeln bestimmte sich für ihn nicht in erster Linie unter ökonomischen und machtpolitischen Interessensgesichtspunkten. Vielmehr soll stattdessen die Politik eines Landes Ausdruck der geistig-sittlichen Werthaltung eines Volkes sein.“ (S. 166f.)

Nur eine Dimension der ganzen Problematik hat dieses Buch ausgeklammert: Reinhold Schneiders Auseinandersetzung mit seiner Kirche. Dass auch die Kirche, die katholische Kirche, der er sich verpflichtet fühlte, nicht nur im Ringen um die

Mächte der Welt mitspielt, sondern in sich auch eine Macht-Institution ist, hat Reinhold Schneider vor allem in der Zeit nach 1950 gesehen, wird aber in der Studie des Politologen weitgehend ausgeblendet. Die Kirche ist nicht nur, aber auch eine Institution, in der es Macht gibt (hierarchisch gestaffelt), in der Macht ausgeübt wird (von oben nach unten), in der die Gewissen der Menschen einer Autorität unterworfen werden und die ihrerseits – das ist die Kehrseite – im Machtgefüge der Welt steht: verwickelt in Machtkämpfe der politischen und ökonomischen Mächte. Herausgefordert durch Gegenmächte aller Art, oft zur Ohn-Macht verurteilt angesichts derjenigen Mächte, die sich auf Waffen und Gelddepots stützen. Kirche – Täterin und Opfer zugleich. Um diesen Aspekt geht es mir im folgenden Vortrag. Wenn man von Macht und Gewissen im Zusammenhang mit Reinhold Schneider spricht, kann man dessen Erfahrungen mit der Kirche nicht ausblenden. Machtanalyse ist auch Kirchenanalyse, Machtkritik auch Kirchenkritik. Kritik vor allem auch am Machtzentrum: an Rom und dem Papst.

Wie in die Thematik einführen? Ich schaffe mir zunächst eine Kontrastfolie. Ich vergleiche die Beschreibung von zwei Papst-Audienzen in der deutschen Literatur, die konträrer nicht sein könnten, aber in einem entscheidenden Punkt konvergieren. Nicht viele Schriftsteller sind im 20. Jahrhundert jemals von einem Papst empfangen worden. Wenn, dann haben wir darüber keine Zeugnisse. Im Fall von Thomas Mann und Reinhold Schneider ist dies anders. Am 23. März 1941 bekommt Reinhold Schneider eine Privataudienz bei Pius XII, zwölf Jahre später beim selben Papst auch Thomas Mann. Wie nehmen beide Amt und Person wahr? Und welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus für ihr Selbstverständnis als Schriftsteller und Zeitzeugen?

## **I. KONTRASTFOLIE: THOMAS MANN'S AUDIENZ BEI PIUS XII. IM APRIL 1953**

78 Jahre ist Thomas Mann alt – gut zwei Jahre hat er noch zu leben –, als er im April 1953 von Zürich aus in die italienische Hauptstadt fährt. Das Besuchsprogramm ist dicht: Empfänge, Partys, Interviews, Ansprachen. Anfangs ist eine Begegnung mit dem Papst nicht vorgesehen. Doch seinen italienischen Gastgebern gelingt es, kurzfristig eine Privataudienz bei Pius XII. zu arrangieren. Es ist Mitt-

woch, 29. April 1953. Wir kennen Einzelheiten aus den entsprechenden Tagebucheintragungen sowie aus in dieser Zeit geschriebenen Briefen. Thomas Mann erscheint im Vatikan, in korrektes Schwarz gekleidet. Punkt 12 Uhr wird er vom diensthabenden Kammerherrn in den zweiten Stock des Palazzo Apostolico gebracht. Hier liegt die Privatbibliothek des Papstes.

Im Vorübergehen registriert Thomas Mann die „rot ausgeschlagenen Vorzimmer“. Zwei Amerikaner warten dort. Er kennt sie zufällig. Sie müssen – wie er mit einem Unterton von Befriedigung notiert – „auf meinen Allein-Empfang warten“. Pius XII. ist schon bereit. Dreimal verneigt sich Thomas Mann. Der Papst seinerseits erhebt sich zu seiner Begrüßung. Ein Gespräch unter vier Augen beginnt, „im Stehen“, wie es ausdrücklich heißt. Es dauert eine Viertelstunde, wird auf Deutsch geführt: „Er spricht sehr gut deutsch“, notiert Thomas Mann hinterher, „und ich hatte den Eindruck, dass er sich mit größtem Vergnügen an die Nuntiatur in Deutschland erinnert, die offenbar beste Lebenszeit für ihn war.“ (Brief an Fischer, 27. Mai 1953).

Der erste Eindruck: „Die weiße Gestalt des Papstes vor mich tretend. Bewegte Kniebeuge und Dank für die Gnade. Hielt lange meine Hand“ (TB). Dabei weiß Thomas Mann ganz genau, dass die Begegnung mit einem Papst in seinem Fall nicht nur nicht selbstverständlich, sondern zutiefst zwiespältig ist. Nicht zufällig bezeichnet er sich einem Außenstehenden gegenüber – als müsse er sich rechtfertigen – als „der Ungläubige und Erbe protestantischer Kultur“. Wie als solcher aber auf den Papst reagieren? Protestiert er noch, dieser „Erbe“?

Schon vorher dürfte er sich genau überlegt haben, was im Tagebuch als spontane Reaktion erscheint: „Ist das der Ring des Fischers? Darf ich ihn küssen?“ (TB). Denn sofort fügt Thomas Mann hinzu: „Ich tat es“ (TB). In einem Brief später noch deutlicher: „Beugte ohne die leiseste innere Hemmung das Knie vor Pius XII. und küsste den Ring des Fischers“. Warum? Warum ohne die „leiseste innere Hemmung?“ – der „Ungläubige und Erbe protestantischer Kultur“? Antwort: In der Gestalt des Papstes tritt Thomas Mann „kein Mensch und Politiker“ entgegen, vielmehr kniet er vor einem „weißen *Idol*, das, umgeben von gemessenstem geistlich-höfischen Zeremoniell, zwei Jahrtausende abendländischer Geschichte sanft und ein wenig leidend vergegenwärtigte“, so hinterher in einem Brief (an Bandinelli). Im Tagebuch ähnlich: „Kniete nicht vor einem Menschen und Politiker, sondern vor

einem weißen geistlich-milden Idol, das 2 abendländische Jahrtausende vergegenwärtigt“.

Worüber wird geredet? Schon vor der Audienz hatte Thomas Mann sich daran erinnert, dass ihm der Bürgermeister der Stadt Eisenach im Jahr 1949 (anlässlich seines Weimar-Besuchs im Goethe-Jahr) einmal folgende Geschichte erzählt hatte: Er habe mit dem damaligen Kardinal Eugenio Pacelli vor der Wartburg gestanden und diesen sagen hören: „Eine gesegnete Burg!“ Ein „bemerkenswerter Ausdruck“ für einen „katholischen Kirchenfürsten“, schreibt Thomas Mann (Brief an Fischer). Bemerkenswert in der Tat, wenn man weiß, dass Martin Luther auf der Wartburg die Bibel ins Deutsche übertrug, die Wartburg also seither, wie kaum ein anderer Ort in Deutschland, Symbol ist für die Reformation, und wenn man andererseits die antiökumenische Haltung Pius XII. kennt (1948: Boykott des Weltrats der Kirchen durch die katholische Kirche).

Während der Audienz erinnert Thomas Mann den Papst an diese Äußerung. Im Tagebuch lapidar: „Die Wartburg, sein Wort darüber und die Einheit der religiösen Welt“. Im einem hinterher geschriebenen Brief (an Gottfried Bermann Fischer) steht, was damit gemeint ist:

„Daran erinnerte ich ihn und sagte, das Wort hätte mir darum solchen Eindruck gemacht, weil es zeige, wie doch die homines religiosi im Grund eines Sinnes seien und das Konfessionelle schließlich keine so große Rolle spiele. Er stimmte dem lebhaft zu, und ‚die Einheit der religiösen Welt‘ bildete eigentlich den Kern des Gesprächs.“

Mit dem Überreichen einer „kleinen silbernen Medaille“ mit dem Bildnis des Papstes „zum Andenken“ wird Thomas Mann nach rund 15 Minuten verabschiedet. Er beugt noch einmal das Knie („was mir sehr leicht und natürlich vonstatten ging“) und wird „von den Kämmerlingen in lila Seidenmänteln“ (TB) zurückgeführt. Die Notizen hinterher zeugen von einer bemerkenswerten Wirkung bis ins Emotionale hinein. Dritten gegenüber spricht Thomas Mann davon, „glücklich“ gewesen zu sein, dass er vom „Oberhaupt der Christenheit“ empfangen worden sei (TB). Eine „Audienz“ sei dies gewesen, die er „kaum je vergessen werde“ (TB). In einem Brief wörtlich: „Ich denke gern und mit einer gewissen Weichheit an das Vorkommnis zurück“ (Brief an Fischer). Wie muss man solche Äußerung verstehen? Als Ausdruck „religiöser“ Betroffenheit?

Wohl kaum. Eher als Ausdruck gelungener Selbstbespiegelung in einem geschichtlich bedeutenden Gegenüber: Ich und der Papst! Das Oberhaupt der Christenheit und der große, international geachtete Vertreter der Weltliteratur. Die Kultur der Religion und die Kultur der Kunst auf Augenhöhe! Immerhin hatte er drei Jahre zuvor mit seinem Buch "Der Erwählte" einen der bedeutendsten Papst-Romane der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts geschrieben – wenn man es überspitzt sagen will. Nicht nur deshalb ist Thomas Mann sich ganz offensichtlich der Bedeutung des Moments bewusst und reflektiert ihn genüsslich – zum Beispiel mit Hilfe geschichtlicher Analogien. Parallelisierungen werden bewusst konstruiert mit dem Ziel, als Spurengänger zu erscheinen, als Wieder-Holer.

Kaum hat er die Begegnung hinter sich, geht ihm auf: „Durch die Audienz im Stehen erinnert an Napoleon mit Goethe in Erfurt“ (TB). Das ist die entscheidende Einsicht: Napoleon – Goethe – Papst – Ich. Was sich in Erfurt am 2. Oktober 1808 abspielte, hat sich – mutatis mutandis – in Rom am 29. April 1953 wiederholt. So will es Thomas Mann. Zwei Kulturen waren auch damals bereits aufeinandergetroffen: der Weltherrscher im Raum der Politik und der Weltherrscher im Raum des Geistes. Stets ist sich Thomas Mann dieses Datums im Verlauf seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit Goethe bewusst gewesen: Napoleons Empfang für Goethe 1808 im Erfurter Schloss. Denn auch für Goethe war dies einer der denkwürdigsten Momente seines Lebens. Nicht zufällig hatte Thomas Mann in seinem Goethe-Roman „Lotte in Weimar“ (1939) dieser Szene Profil gegeben (Kapitel V). Auch jetzt will er ein Spurengänger Goethes sein. Wie Goethe seine Kaiser-Audienz stilisiert er seine Papst-Audienz zu etwas Exzeptionellen und wertet durch die geschichtliche Analogie sich selber und das Ereignis auf. In mir wiederholt sich ...

Was und wen haben wir hier vor uns? Einen Intellektuellen ("ungläubig", "Erbe protestantischer Kultur"), der – hochkultiviert, wie er ist – auch in der Kirche gleichsam spielerisch die Form zu wahren versteht, ohne sich innerlich mit ihr zu identifizieren? Der das Christentum als Phänomen der Kultur noch gelten lässt, ohne sich zu ihm in persönlicher Überzeugung zu bekennen? Der die Religion als eine Erscheinung Jahrtausende alter Geschichte betrachten kann, doch ohne sich selber bewusst an diese Tradition zu binden? Durchaus. Bezeichnend genug: Kein Wort der Kritik am Papsttum fließt Thomas Mann in die Feder, kein Wort zu Praktiken der Inquisition (gegen dissidente Theologen oder die Arbeiterpriester in Frankreich),

kein Wort über den päpstlichen Antiökumenismus, kein Wort über die Rolle Pius XII. bezüglich Reichskonkordat und Judenfrage. Die Stunde Rolf Hochhuths hat noch nicht geschlagen! Auffällig stark dagegen ist die geschichtlich-kulturell-ästhetische Dimension dieser Begegnung mit dem Papst! Bis in die Einzelheiten der Körpersprache wird alles notiert: „Weiße Gestalt“, „bewegte Kniebeuge“, „langes Handhalten“, „weißes Idol“. Die Inszenierung des Augenblicks und die Sinnlichkeit des Moments werden ebenso ausgekostet wie die geschichtliche Dimension: „Zwei Jahrtausende abendländischer Geschichte“.

Selbstbespiegelung? Selbstinszenierung? Ja, und zugleich tritt mehr zutage. Thomas Mann bezeugt *auch* seinen Respekt vor einer ordnenden, geistig-moralischen Kraft, die im Papstamt verkörpert ist. Schon der Thomas Mann'sche Goethe hatte in Napoleon das „weltenordnendes Haupt“ gesehen. In der römischen Begegnung zwischen dem Repräsentanten der Religion und dem Repräsentanten der Kultur ähnliche Assoziationen. Der Respekt gilt nicht einem Menschen oder einem „Gegenstand“ des Glaubens, sondern einer personifizierten großen Kontinuität abendländischer Geschichte, einer Person gewordenen Gestaltung christlicher Werte, und dies umso dringender, umso notwendiger, als die Zeiten – 1953! – durch Faschismus und Weltkrieg verheert sind. Das alte Europa liegt in Trümmern. Eine geistig-moralische Zerrüttung beispiellosen Ausmaßes. Hier verkörpert die katholische Kirche, repräsentiert im Papstamt, mit ihrer zweitausendjährigen Geschichte abendländische Kontinuität und wertorientiertes Stabilitätsdenken – gegen die widersittlichen und gottlosen Mächte der Zeit.

## **II. KONTRAPUNKT: REINHOLD SCHNEIDERS AUDIENZ BEI PIUS XII. IM MÄRZ 1941**

Welch ein Kontrast dazu bei Reinhold Schneider. Seine Papst-Audienz findet sich beschrieben in seinem autobiographischen Buch „Der verhüllte Tag“ von 1954, fast gleichzeitig somit mit dem Rom-Erlebnis Thomas Manns. Das Ereignis selber liegt mehr als zehn Jahre zurück: 23. März 1941. In der Rückschau-Perspektive aber ist die Beschreibung der Begegnung mit dem Papst bei Reinhold Schneider bereits *gebrochen*. Thomas Mann schildert die seine noch identifikatorisch, enthusiastisch

vom unmittelbaren Eindruck. Bei Schneider bereits geschichtliche Distanz. Die Jahre dazwischen hatten seine Einstellung zum Papstamt, namentlich zu Pius XII., entscheidend verändert.

Unmittelbar nach der Papst-Audienz 1941 hatte Schneider ähnlich wie Thomas Mann reagiert. Mehr noch: Er hatte ein Sonett geschrieben mit dem direkten Titel „Papst Pius XII.“ (wie er zahlreiche Sonette in dieser Zeit schrieb). Es lautet:

„Du hast die Schmerzen alle angenommen,  
Die auf der Welt das Heilige erfahren,  
Und von noch fernen, grauenvollen Jahren  
Ist schon ein Schatten über dich gekommen.

Es wird die Welt die heimatlosen Frommen  
Und auch das Reinste nicht vor Schmach bewahren,  
Du ahnst es trauernd, über Streiterscharen  
Von Leid durchglüht, das nicht in dir entglommen.

Denn alle Schuld wird Schmerz, der dich verklärt.  
Und das Geheimnis deiner Heiligkeit  
Ist unsre Not und ungesühnte Fehle;

Du bist das Amt, das unbesieglich währt,  
Du bist das Bild der Gnade in der Zeit,  
Du bist die Macht der leidgeprägten Seele.“ (Werke, Bd. V, S. 69)

Ein hymnisches Preislied auf einen regierenden Papst. Es benutzt Gebetsprache, die Schneider in anderen Gedichten Gott allein vorbehält. Aber die sprachliche Einbebung von Gott und Mensch ist konzeptionell gewollt. Mit genau kalkulierten Stilmitteln wird der Papst zu einer göttlich-menschlichen Gestalt verklärt und so mit einer divinitorischen Aura umgeben. Und diese Stilmittel sind: Imitation der Gebetsprache; christologisch besetzte Metaphorik (der Papst als Schmerzensmann) sowie die Übertragung von Göttlichkeitsattributen auf den „Stellvertreter Gottes auf Erden“ selbst: „Das Reine“, „verklärt“, „Geheimnis deiner Heiligkeit“. Die Rede vom unbesiegbaren Amt, der Gnade und der Macht im Leid entstammen ebenfalls christologischer Begrifflichkeit. Überwältigt vom persönlichen Eindruck verschwimmen für den Autor irdische und himmlische Sphären, ist die Grenze aufgehoben zwischen Amt und Amtsträger, dem Persönlichen und dem Außerpersönlichen.

Wie anders dagegen die Beschreibung der Begegnung mit dem Papst 12/13 Jahre später in „Der verhüllte Tag“. Der damalige Bischof von Berlin, Graf Preysing, zu dem Schneider eine persönliche Beziehung geknüpft hatte, hatte die Audienz er-



wirkt. Wie karg fällt ihre Beschreibung aus im Vergleich zu Thomas Mann, wie distanziert. Merkwürdig schon das erste Signal in dieser kurzen Rom-Szene, die so beginnt:

„Nachdem ich meine Bitte eingereicht hatte, sprach mich in der Frühmesse in Maria sopra Minerva ein Unbekannter an: Ich solle ihn an einer gewissen Stelle zu einer gewissen Stunde auf dem Petersplatz erwarten. Dort stellte sich der Unbekannte zwischen dem Menschengewoge wieder ein. ‚Entschuldigen Sie, dass ich auf der rechten Seite gehe, und gehen wir rasch. Wir dürfen nicht auffallen.‘ Innen, auf den Treppen, fragte ich nun doch. ‚Es gibt Verrat, auch im Vatikan.‘“

Seltsam dieses erste Signal, das Schneider aufzeichnet, *bevor* er die Papst-Audienz schildert: „Es gibt Verrat, auch im Vatikan“. Näher ausgeführt wird dies nicht. Aber das Wort „Verrat“ überschattet die Szene. Schneider liefert es als Zitat. Aber identifiziert er sich damit? Distanziert er sich davon? Die Fortsetzung der Szene lautet:

„Das Gespräch [mit dem Papst] ging um die Zeit. Ich wagte es, die Hoffnung auf einen Wandel von innen auszusprechen. Rom war wie umschnürt. Der heilige Vater blickte empor. ‚Aber die Macht!‘ Die Begegnung erschütterte mich tief. Ich war vor einem Manne gestanden, den das Amt völlig durchdringen, durchgeistigt hatte. Er schien mir nur noch Amt zu sein, als starke Persönlichkeit ins Außerpersönliche erhoben, ein Mann wie ein Lichtstrahl. Hinter ihm düsterte die Nacht, und ich glaubte zu ahnen, dass er den Blick in schreckliche Düsternis getan hatte und ihn die Trauer um dieses beschwerte. Zugleich beruhigte mich das Dasein des Amtes unendlich. Es war leibhaftig da, und es wird da sein bis zum Ende. Der Schlüsselträger wird mit Juda Zeuge des Endes sein.“ (S. 130f.)

Es gibt durchaus Parallelen zu dem, was Thomas Mann am Papstamt wahrnimmt. Im Papst steht nicht einfach nur ein Mensch vor einem, sondern ein Symbol, etwas Überindividuelles, Außerpersönliches. Was Thomas Mann „weißes Idol“ nennt, heißt bei Schneider „ein Mann wie ein Lichtstrahl“. Was bei Thomas Mann die Vergegenwärtigung von zwei abendländischen Jahrtausenden heißt, heißt „Vergeistigung“ bei Schneider: „Dasein des Amtes“. Dabei wird bei Schneider bezeichnenderweise alles konzentriert auf dieses eine Wort: „Macht“. Aus der Audienz zitiert Schneider nur diesen einen Halbsatz: „Aber die Macht!“. Der Hinweis auf einen „Wandel von innen“? Abgebogen, abgewürgt durch das Wort „Aber die Macht“. Im Moment durchschaut Schneider diesen Papst offensichtlich nicht. Amt und Amtsträger sind ihm 1941 noch Symbole einer Gegenmacht gegen die zerstörerischen Mächte im Zeichen von Kommunismus und Faschismus, eine Gegenmacht des

Geistes und des Ethos. Schneider sieht sich – zusammen mit Pius XII. – als Zeugen einer Heilsgeschichte Gottes, die wie nie zuvor verwickelt ist in einen Überlebenskampf mit den satanischen Mächten des Totalitarismus. Mit größtem Ernst ist das gesagt. Die Zeiten sind ja auch entsprechend düster.

Deshalb fehlt bei Schneiders Beschreibung seiner Papst-Audienz alles Selbstgefällige, Spielerische, Ästhetisch-Sinnliche. Was Thomas Mann ausführlich genießt (die Sinnlichkeit der Inszenierung), ist Reinhold Schneider völlig fremd. Wo Thomas Mann, „der Ungläubige“, sich im Amt selber bespiegelt, übt Schneider, der katholische Christ, scharfe Kritik. Denn: Als die Papst-Audienz schon in der Rückschau von 1954 beschrieben wird, ist Schneiders Verhältnis zu Pius XII. bereits stark belastet, ja zerrüttet. „Wandel von innen“? Schneider hatte dazulernen müssen.

### III. DER GROSSE KONFLIKT

Schneiders Einstellung zum Papsttum war ohnehin großen Wandlungen unterworfen. Anfangs, in seiner vorkatholischen Phase, hatte Schneider ein zutiefst zwiespältiges Verhältnis zum Papsttum. Sein Tagebuch von einer Rom-Reise 1931 etwa ist voll von papstkritischen Äußerungen im Geiste Nietzsches. Rom? Das sei, liest man im Tagebuch, römisches Imperatortum, an dem auch das Papsttum partizipiere: Christus *und* Cäsar, Papst *und* Kaiser. Das Problem: „Aber der Papst will Christus *und* Cäsar sein ... Rom selbst krankt an dieser dämonischen Herrschaft zweier Lebensformen: an Cäsar und Christus“.<sup>1</sup> Doch schon wenige Jahre später hatte Schneider – unter dem Eindruck des widerchristlichen Faschismus – eine bewusste Wende zur katholischen Kirche vollzogen: „vom tragischen Nihilismus zum Glauben, von der Bindungslosigkeit zu den Bindungen, von der subjektiven Verlorenheit in das Geschichtliche“.<sup>2</sup> Für Ungezählte wird er, insbesondere während des Krieges, durch seine Gedichte und Traktate, zu einer Orientierungsgestalt, einer moralischen Instanz, zu einem Zeitdeuter und Leidenströster.

Doch als der Krieg zu Ende ist, schlägt Schneiders Papst-Verehrung in Enttäuschung um, die Vergötterung in Verzweiflung. Schneider merkt je länger desto bitterer, dass derselbe Papst, für den er angesichts des widerchristlichen Faschismus

nur Bewunderung gehegt hatte („Ein Mensch wie ein Lichtstrahl“), nach dem Krieg nicht daran denkt, die Konsequenzen für eine geistig-moralische Erneuerung zu ziehen, wie sie ihm, Schneider, vorschwebt: aus der Vernichtung eine moralische Wiedergeburt; aus der Niederlagen ein geistiger Gewinn; aus den Trümmern eine spirituelle Auferstehung. Zumindest *das* hätte Rom durch den massenmörderischen Krieg lernen müssen: Nie wieder das Spiel der Mächtigen mitspielen. Nie wieder sich in den Kampf der Ideologien hineinziehen lassen. Nie wieder Rüstungsprogramme gutheißen, Waffengebrauch rechtfertigen, zumal 1945 kriegstechnisch eine gewaltige Zäsur die Menschheit erschüttert hatte: der Abwurf der Atombomben durch US-Flugzeuge auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki. Beginn eines fatalen Rüstungswettlaufs der neuen Supermächte Sowjetunion und USA um atomare Überlegenheit.

Pius XII. aber spielt in Schneiders Sicht sein Spiel als Weltdiplomat weiter: Westen gegen Osten, Kirche gegen Kommunismus, Christentum gegen Bolschewismus. Statt Gewaltverzicht in urchristlichem Geist moralische Unterstützung für die westliche Wiederaufrüstung gegen den Kommunismus. Statt christlicher Machtkritik Unterstützung westlicher Machtpolitik. Statt Kreuzesnachfolge im Geist der ohnmächtigen Liebe Schürung von Kreuzzugsmentalität im Geist einer Politik der Stärke. Schon wurde, knapp fünf Jahre nach Ende des Krieges, darüber diskutiert, ob nicht auch Deutschland wiederbewaffnet werden solle. Die alliierten Siegermächte des Zweiten Weltkriegs brauchen Deutschland nun wieder: gegen den Kommunismus. Damit ist für Schneider eine Grenze überschritten. Er lebt in einem geteilten Land, von Ideologien zerrissen. Deutschland liegt noch am Boden, da sollte es wieder auf das militärische Machtprinzip setzen?

Sechs Jahre nach Ende des Krieges, 1951, ist Schneider endgültig zum Widerstand entschlossen. Öffentlich spricht er sich, wie er selber formuliert, „entschieden“ aus „gegen die Aufrüstung wie gegen den Krieg überhaupt“.<sup>3</sup> Die Folge ist eine immer größer werdende öffentliche Isolierung. Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunksender, die bisher gerne seine Beiträge zu religiösen und geschichtlichen Themen gebracht hatten, stellen die Zusammenarbeit mit ihm ein. Als Schneider dann noch im März 1951 in der Ostberliner Monatschrift „Aufbau“ einen Aufsatz unter dem Titel „Unsere Verantwortung“ veröffentlicht, den er in Westdeutschland nicht publizieren kann, sieht er sich dem Vorwurf ausgesetzt, Handlanger der

„kommunistischen Friedenspropaganda“ zu sein. Es kommt zu dem, was man den „Fall Reinhold Schneider“ nennt.<sup>4</sup>

Am 29. November 1950 schreibt Schneider in einem Brief:

„Ich kann mir nicht denken, auf welche Weise das, was wir heute Europa nennen, gerettet werden soll, ja nicht einmal, aus welchem Grunde. Aber auch hier hat sich längst die Zone des Schweigens ausgebreitet; weder Presse noch Funk wollen noch vertreten, was ich zu sagen habe. Die Brücken stürzen ein, und die Grotteske der Demokratie, in der das Gewissen keine Stimme hat – der Christenheit, die dem Gewissen ausweicht – ist nahezu vollendet. Umso radikaler muss freilich die innere Haltung werden – umso schmerzlicher ist das Leben.“<sup>5</sup>

#### **IV. DER GROSSE VERZICHT**

Dass die politisch-moralische Haltung der katholischen Kirche in Deutschland ganz und gar abhängig ist von der Einstellung Roms, weiß Schneider. Aber den Papst persönlich angreifen? Das kam für einen auf seine Weise tiefgläubigen katholischen Christen wie ihn nicht in Frage, nicht zuletzt wegen der persönlichen Erfahrungen, die er mit Pius XII. gemacht hatte. So greift der Schriftsteller, Poeta doctus, der er ist, auf das Medium zurück, das er seit langem beherrscht: die Präsentation historischer Stoffe so, dass sie transparent werden für Grundfragen der Gegenwart. Wie Lessing seinen „Nathan“ nutzte – nach dem epochalen Streit mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze über den Absolutheitsanspruch des Christentums durch Publikationsverbot blockiert –, um im anderen Medium, der Bühne, seinen Zeitgenossen die Wahrheit zu sagen; wie Brecht in seinem „Galilei“ die Thematik von Wahrheit und Parteilichkeit, von Geschichtlichkeit und Unfehlbarkeitsanspruch literarisch verkleidet, um sie seiner Partei am geschichtlichen Modellfall wenigstens indirekt sagen zu können, so nutzt Schneider jetzt das historische Drama als Waffe zur Demonstration der Wahrheit im Streit um Papst und Politik. Jetzt entstehen die beiden großen papstkritischen Dramen „Der große Verzicht“ (1950) sowie „Innozenz und Franziskus“ (1952). Sie machen sein Werk auch in dieser Hinsicht unverwechselbar. Auf die Bühne stellt Schneider nämlich die beiden aufregendsten Figuren der Papst-Geschichte: den mächtigsten Papst, den die Kirchengeschichte

je gesehen hat, Innozenz III., sowie den ohnmächtigsten, den Papst, der als einziger in der Geschichte des Papsttums je freiwillig zurücktrat: Cölestin V.

Das Drama „Der große Verzicht“ ist denn auch eines der papstkritischsten Stücke in der deutschen Literatur überhaupt.<sup>6</sup> Ein Stück tiefer in seiner Papstkritik als Erasmus von Rotterdams Satire auf Julius II. ("Julius exclusus e coelis"), tiefer auch als Hochhuths "Stellvertreter", der gerade keine Tragik des Papstes zulässt, sondern nur noch Versagen und Verblendung kennt. Tiefer, weil Schneider hier eine im Katholizismus seiner Zeit völlig tabuisierte Frage durchzuspielen wagt: *Rücktritt* des Papstes aus Verantwortung vor seinem Auftrag, Machtverzicht um Christi willen. Schon in diesem Stück um Cölestin V. durchdringen sich Vergangenheit und Gegenwart:

“Zwischen den Trümmern, um das Jahr 48, stellten sich die Gestalten wieder ein, sie hatten dieselben Zweifel auf den Lippen. Denn die Katastrophe war ja keine Antwort auf die Frage nach echter Ordnung. Die Säkularisierung der Macht war nicht aufgehoben, geschweige denn aufgehoben. Die Umriss des nächsten Unwetters zeichneten den Himmel – und sie sind nicht mehr gewichen. Wenn der Prozess der Satanisierung der Macht nicht zu durchbrechen ist, so ist es ja Sünde, an der Herrschaft teilzunehmen.”<sup>7</sup>

Schon „Der große Verzicht“ wirft damit grundsätzlich die Frage auf, ob ein Heiliger herrschen könne auf Erden und welche Gestalt seine Herrschaft haben müsse.<sup>8</sup> Ja, es stellt allen Ernstes die Frage, ob man beides zugleich sein könne: radikal Christ und Papst zugleich? Können Macht und Machtausübung *christlich* gerechtfertigt werden? Wenn aber nicht, was wären die Konsequenzen? Aufgabe des Amtes, gar dessen Abschaffung?

## V. DER PAPST UND DIE MACHT

Genau diese Problematik vertieft Schneider noch einmal in seinem zweiten Papstdrama „*Innozenz und Franziskus*“ von 1952.<sup>9</sup> Denn mit Innozenz III, Papst von 1198-1216, stellt Schneider den mächtigsten Herrscher auf die Bühne, den die cathedra Petri je gesehen hat. Sich nicht nur als Stellvertreter Petri, sondern als Statthalter Christi, gar Gottes begreifend, von dem die weltlichen Herrscher ihre Reiche zu Lehen empfangen („Zwei-Schwerter“-Theorie), führt dieser Papst sich buchstäb-

lich als Welt-Herrscher und Welt-Schiedsrichter auf. Schon der erste Akt des Dramas sieht ihn in Welt-Korrespondenz verstrickt mit dem König von Frankreich, den Geistlichen Islands, dem Sohn des Königs von Ungarn, dem Patriarchen von Konstantinopel.

Besonders verstrickt ist Innozenz in das Machtspiel um die deutsche Königs- bzw. Kaiserkrone, ist er doch seit dem Tod des Stauferkaisers Heinrich VI. 1197 Vormund des erst drei Jahre alten staufischen Thronerben Friedrich II. Im Januar 1198 zum Papst gewählt, spielt Innozenz in den im selben Jahr ausbrechenden Kämpfen um die deutsche Königs- bzw. Kaiserwürde eine groteske Rolle. Deutschland ist angesichts des Machtvakuumms gespalten in zwei Königslager mit widerstreitenden Loyalitäten. Die einen huldigen dem Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben, die anderen dem Sohn Heinrich des Löwen, Otto IV. von Braunschweig. Vor allem aus machtpolitischen Interessen – Durchsetzung der Oberhoheit des Papsttums über die Könige – nimmt Innozenz offen für den Welfen Otto Stellung. Ihn glaubt er, durch Konkordate unter Kontrolle zu bringen. Von ihm verspricht er sich vor allem das Ende der Umklammerung des Kirchenstaats, gehören doch Nord- und Süditalien zum Deutschen Reich und haben das Territorium des Kirchenstaats im Griff wie eine Zange. Der Staufer Philipp dagegen wird von ihm mit dem Bann überzogen.

Zu einem Dilemma kommt es, als Philipp Otto IV. 1206 militärisch besiegt. Innozenz muss sich nolens volens zu Verhandlungen mit dem gebannten Philipp bereiterklären und ihm die Königs- bzw. Kaiserkrone zusagen. Damit aber noch nicht genug. Als Philipp noch einmal gegen Otto rüstet, um ihn endgültig zu unterwerfen, wird er im Juni 1208 ermordet. Plötzlich ist Otto wieder am Zug, und Innozenz muss erneut die Seiten wechseln. Nichts anderes bleibt ihm übrig, als Otto im Oktober 1209 in Rom zum Kaiser zu krönen, nur um ihn dann ein Jahr später seinerseits mit dem Bann zu überziehen, als er merkt, dass Otto die ihm bezüglich Unteritalien gegebenen Zusagen nicht einhält. Gegen Otto lässt Innozenz dann im Bündnis mit einigen deutschen Fürsten in Nürnberg sein Mündel Friedrich II. zum deutschen König wählen (September 1211).

Zugleich betreibt Innozenz leidenschaftlich eine *Politik der Kreuzzüge* nach innen und nach außen. Sein zur Befreiung Palästinas organisierter vierter Kreuzzug en-

det aber nicht in Jerusalem, sondern in Konstantinopel, wo die Lateiner die Griechen mit Plünderung und Mord überziehen (1204), der erste Kreuzzug, der sich ausschließlich gegen Christen richtet, ein Trauma bis heute in den Beziehungen von Byzanz zu Rom. Die gleichen Gewaltexzesse nach innen. Als die Katharer und Albigenser in Südfrankreich (im Raum Toulouse) immer mehr Zulauf gewinnen, predigt Innozenz auch gegen sie gnadenlos den Kreuzzug. Zwanzig Jahre, von 1209-1229, wird das gegenseitige Abschlachten in Südfrankreich dauern. Das ist exakt die Zeit, 1210, in der es zur ersten Begegnung dieses Papstes mit einem Bettelmönch aus Assisi kommt. Die Überlieferung will es, dass Innozenz durch einen Traum auf diese Begegnung vorbereitet ist. So lässt sich besser erklären, warum ausgerechnet dieser Papst – erstaunlich genug – von Anfang an Verständnis hat für diese radikale christliche Lebensalternative in Armut und Demut. Schneider lässt denn auch seinen Innozenz über Franziskus sagen: „Er soll seinen Ort in der Kirche haben – eben *jetzt*. Es darf nicht sein, dass die Kirche diesen Ort nicht hat“.<sup>10</sup>

Schneiders Drama also lebt von der Konfrontation dieser beiden Machtsphären: dem Kampf des Stellvertreters Christi um die Bändigung der Macht der Welt-Herrscher; auch die politische Macht muss von einer höheren Macht gebunden werden, muss sich der Macht Christi unterstellen. Zugleich aber bricht die Frage auf, ob die Vertretung der Macht Christi durch dessen Stellvertreter in Form von Welt-Herrschaft überhaupt legitim ist. An diesem Konflikt wird Schneiders Innozenz zur tragischen Figur, von Otto im Machtspiel der Mächtigen getäuscht, vom Sohn des Grafen von Toulouse, dem jungen Raymund, darüber informiert, wieviele Unschuldige unter den Opfern seines Kreuzzugs sind: Feuertod für Kinder und Frauen. Der Kreuzzug – ein Werk der Hölle im Namen der Wahrheit Christi!

Das Bemerkenswerte nun: Schneider lässt seinen Innozenz begreifen, was er mit dieser Art von Kreuzzugs-Politik für die Stellvertretung Christi angerichtet hat. Warum aber kann er das? Weil Innozenz von Anfang an ein Zerrissener ist. Zu sehr hatte er bereits in seiner Jugend in vielgelesenen Traktaten über die Misere menschlicher Existenz geklagt und sich einer „Verachtung der Welt“ hingegeben, um nicht Verständnis zu haben für christliche Radikalität: für Bekämpfung der Sünde, Streben nach Reinheit. Schneider zeigt uns Innozenz denn auch von vornherein als gespaltenen Menschen. *Öffentlich* ist er ein Herrscher ohne jeden Anflug

von Zweifeln, *privat* aber ein von Zweifeln Beherrscher. *Öffentlich* ein Triumphator, *privat* ein Zauderer. *Öffentlich* ein Fanatiker, *privat* ein Melancholiker. *Öffentlich* ein Prediger des Kreuzzugs, *privat* ein Sucher der Kreuzesnachfolge. Nur so wird ja auch die Tragödie des Innozenz überhaupt nachvollziehbar, die Tragödie eines Christen, der an der Machtfrage scheitern muss, weil zwei Dinge gleichzeitig gegeneinander stehen: sein Amt, das göttlichen Ursprungs ist, mit dem er für die Verwirklichung von Gottes Reich auf Erden einzustehen hat, und die gleichzeitige Korrumpierung dieses Anspruchs durch das Sich-Einlassen auf das Machtspiel der Welt, das Gottes Willen widersprechen muss. Mit Innozenz also präsentiert Schneider uns einen „Stellvertreter Christi“, der die Welt beherrschen will und doch zugleich von ihr beherrscht wird; der die Fürsten binden will und doch zugleich von ihnen gebunden wird; der die Welt von allem Korrupten befreien will und dies mit Mitteln tut, die ihn selber korrumpieren:

Dabei hat Schneiders Innozenz einen radikal alternativen Lebensentwurf für die Nachfolge Christi durchaus im Blick: symbolisiert in seiner Sehnsucht nach dem einfachen Fischer Petrus, der Armutsbewegung des Franz von Assisi, der Vision eines anderen Kreuz-Zugs, zurück zu den Ursprüngen nach Jerusalem. Seine Tragödie aber besteht darin, dass er die Entscheidung für diese radikal christliche Alternative am Ende wiederum nur für sich privat vollzieht. Ganz persönlich quält ihn die Frage, wer denn dafür *"bürge"*, dass "der Herr dort ist, wo der Diener ist".<sup>11</sup> Ganz persönlich hat er die Vision einer *Rückkehr des Papstes nach Jerusalem*, die Vision eines Kreuzzugs ganz anderer Art, des Rückzugs nämlich unter das Kreuz. Am Ende lässt Reinhold Schneider (programmatisch in der Ansprache des Papstes an das Lateran-Konzil) seinen Innozenz sagen:

„Ich weiß nicht, ob ihr mich jetzt versteht. Es ist nicht der Triumph der Waffen, nach dem mein Herz brennt, nicht der Untergang der Schiffe, die Flucht Saladins in die Finsternis – wenn ich wohl bekenne, dass ich dies alles leidenschaftlich begehrt habe. Es geht um viel mehr, Brüder: darum, dass die Christenheit aufbricht nach Jerusalem. Darum, dass sie nicht mehr zu leben vermag außerhalb der heiligen Mauern. Brüder, es geht um das große Zeichen, das diese Zeit löst – ein unbezwingliches Rätsel in ihrem Widerspruch – und herabrufft die Macht, die vollbringt, was wir nicht vermögen, was wir nicht einmal gewollt haben, was über all unser Begreifen ist. Man wird von uns sagen, dass wir nicht geglaubt haben, weil wir nicht nach Jerusalem aufgebrochen sind; weil wir Babylon nicht verlassen wollten.“<sup>12</sup>



Spätestens hier wird jedem wachen Leser oder Hörer deutlich: Nicht bloß ein "geschichtlicher Innozenz" erscheint hier auf der Bühne, sondern ein Innozenz als *Modellfall von Papsttum* schlechthin: Demonstrationsobjekt einer zeitübergreifenden und damit auch gegenwärtigen Problematik. An Innozenz zeigt Schneider, wie es um christliche Existenz und Moral (*in* dieser Welt, aber nicht *von* dieser Welt) bestellt ist. Deshalb ist sein Innozenz auch in die Welt *Pius XI.* und *Pius XII.* verschlungen, Päpste, die in *ihrer* Zeit – das Kreuz und die "christliche Tragik" überspringend – sich in Schneiders Sicht wiederum allzu bereitwillig mit der weltlichen Macht eingelassen hatten: Konkordate mit Mussolini und Hitler, Unterstützung westlicher Rüstungspolitik nach dem Krieg. Als einziger Schriftsteller wagt Schneider es, einen Papst auf der Bühne vorzuführen, der Pius XII. zum Verwechseln ähnlich sieht, der aber anders als Eugenio Pacelli seine eigene Zwiespältigkeit durchschaut, seine eigene Gebrochenheit reflektiert. Als einziger hat er den Mut, in seinem "Cölestin"-Stück öffentlich zumindest das Problem aufzuwerfen, ob nicht der Papst "um Christi willen" Machtverzicht üben solle. Die Möglichkeiten der Literatur nutzt er aus: Modelle entwickeln, Entwürfe präsentieren, das Undenkbare denken. Was wäre die Kirche ohne diese geistige Gegenkraft der Literatur?

## VI. KONSEQUENZEN

Was folgt aus alldem für das Verhältnis von Macht und Gewissen im Kontext der Kirchenkritik? Daraus folgt ein Doppeltes:

1. Wo die Kirche selber von einer widergöttlichen Macht bedroht ist, steht Reinhold Schneider zum Auftrag der Kirche. Auftrag der Kirche, insbesondere auch des Papsttums, ist es, die weltliche Macht zu zivilisieren, zu vergeistigen und damit zu ethisch bändigen und zu humanisieren. Das Gewissen steht über der Macht, Gottes Gesetz über den Mächten der Zeit. Christen leben, seit es sie gibt, in politischen und wirtschaftlichen Machtkonstellationen. Von der Dämonie der Macht weiß schon das Neue Testament in den Versuchungsgeschichten Jesu zu erzählen. Christsein vollzieht sich folglich unter den Bedingungen realpolitischer Machtverhältnisse, nicht außerhalb. Christsein ist nicht weltlos und in diesem Sinne nicht machtfrei zu haben.

2. Kirche kann sich aber mit politischen Mächten verbinden. Dann steht sie selber unter dem Anspruch des Gewissens. Reinhold Schneider wechselt in dem Moment die Fronten, als er merkt, dass kirchliche Macht sich mit falschen Mächten verbindet. Deshalb muss immer wieder die Frage nach der Legitimation der Macht in der Kirche thematisiert werden. Die Papst-Szene im „Verhüllten Tag“ endet nicht zufällig mit den Sätzen:

„Aber Jesus Christus ist der Widerspruch gegen die Welt und im Christentum selbst; er ist die Freiheit am Kreuze. Und so ist auch in der Kirche, wie in einem jeden Christen ein fast vernichtender Widerspruch zwischen dem unwandelbaren Fels und der Freiheit, Gehorsam und Gewissen; und das Christliche ereignet sich in einer bestimmten Form gerade am Ort dieses Widerspruchs. Notwendig sind beide.“

Von daher kann es vielleicht dann doch nicht überraschen, dass es durchaus auch eine Konvergenz im Denken von Thomas Mann und Reinhold Schneider gibt. Eine Konvergenz bei der Bedeutung der Religion als Machtbändigung für unsere Zeit. Einen kleinen Briefwechsel gibt es zwischen diesen beiden so verschiedenen Autoren, und zwar bezeichnenderweise aus dem Jahr, in dem Thomas Mann seine Audienz bei Pius XII. absolviert hat (1953). Nicht zufällig spielt Thomas Mann in dem einzigen größeren Brief, den er an Reinhold Schneider schreibt, darauf an. Auch das bezeichnend für ihn: das Kokettieren mit der Audienz, Reinhold Schneider so unendlich fremd und fern.

Hinzu kommt: Von Kritikern war Thomas Mann in den 50er Jahren vorgeworfen worden, er habe in seinem Werk eine Welt „ohne Transzendenz“ geschaffen. Der Nihilismus-Vorwurf steht im Raum. Thomas Mann hört dies ungern, hört einen Vorwurf an seine Adresse und reagiert in seinem Brief an Reinhold Schneider entsprechend apologetisch. An einen Reinhold Schneider, den er, nicht ohne Ironie, für seine „katholische Basis und Rührung“ angeblich beneidet. Aber in Sachen Religion will er, Thomas Mann, auf seine Weise durchaus anerkannt sein. Thomas Mann wörtlich:

„Denn immerhin, seit den Josephs-Geschichten, dem Faustus und dem Erwählten bekomme ich eine gewisse Anteilnahme in theologischer Sphäre für meine Arbeit zu spüren und habe nachgerade aufgehört, mich darüber zu wundern. Stände es so schlimm um mich, wie die garantiert transzendenten Holthusen meinen, so hätte kaum, kürzlich in Rom, Pius XII. meine

Hand so lange in seiner gehalten. Ohne den leisesten inneren Widerstand wollte der Luther-Spross, der übrigens Luther nicht recht leiden kann, das Knie vor der weißen Gestalt, tief gerührt, und hält diesen Augenblick in Ehren. Übrigens war von Luther, der Wartburg und der letzten Solidarität aller homines religiosi die Rede, die der Papst anerkannte.“ (Reinhold Schneider *Leben und Werk*, S. 187f.)

Und Reinhold Schneider antwortet Thomas Mann am 24. Februar 1954 – in größerer Ernsthaftigkeit in Sachen Religion:

„Für mich ist es längst gewiss, dass die Kirche Jesu Christi im Zeichen sichtbar ist – oder werden kann –, dass es aber nicht Sache des Menschen ist, ihre Grenzen zu bestimmen. Wo ein Knie sich beugt, ein Geist zur Verehrung gestimmt ist, da ist auch die Kirche. Es sind alle gemeint – und zwar von Gott, nicht vom Menschen –, und auf eine Weise, die wir nicht fassen können, besteht die Möglichkeit, dass alle eins werden. Innerhalb der Kirche empfinde ich das, was ich tun soll, oftmals als Dissonanz; aber ich habe den Glauben, dass auch die Dissonanzen gesetzt sind. Wieviel mehr dann die Ergriffenheit, die Sie bezeugen, in ihrem geheimnisvollen Rechte! Alles strebt einem unverrückbaren, aber tief verborgenen Ziel zu: alles ist Geschichte, geheiligte Geschichte, aber nicht für Menschen gemacht.“ (S. 188)

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> *R. Schneider*, *Tagebuch 1930-1935*. Redaktion und Nachwort von J. Rast, Frankfurt/M. 1983, S. 351. Grundlage des hier folgenden Vortrags bildet: *K.-J. Kuschel*, „Christus ist unsere tödliche Freiheit“. Reinhold Schneiders Gottsuche in winterlicher Zeit, in: ders., *Gott liebt es, sich zu verstecken*. Literarische Skizzen von Lessing bis Muschg, Ostfildern 2007, S. 63-86.
- <sup>2</sup> *R. Schneider*, *Die Zeit in uns*. Zwei autobiographische Werke (*Verhüllter Tag / Winter in Wien*), Redaktion und Nachwort von J. Rast, Frankfurt/M. 1978, S. 9.
- <sup>3</sup> *R. Schneider*, *Brief an O. Heuschele, Ostern 1951*, in: ders., *Briefe an einen Freund*. Mit Erinnerungen von Otto Heuschele, Köln 1962, S. 151f.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu die Darstellung bei *C. Koepcke*, *Reinhold Schneider. Eine Biographie*, Würzburg 1993, S. 201-213.
- <sup>5</sup> *R. Schneider*, *Brief an Heinrich Graf Luckner vom 29.11.1950*, in: F.A. Schmitt – B. Scherer, *Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten*, Karlsruhe 1973, S. 167.
- <sup>6</sup> Einzelheiten zur Motiv- und Stoffgeschichte bei: *K.-J. Kuschel*, *Stellvertreter Christi? Der Papst in der zeitgenössischen Literatur*, Zürich – Gütersloh 1980.
- <sup>7</sup> Text in: *F.A. Schmitt – B. Scherer*, *Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten*, S. 169 (s. Anm. 8).

- <sup>8</sup> Text des Dramas greifbar in: *R. Schneider*, *Der große Verzicht. Erzählungen und Drama*. Auswahl und Nachwort von E.M. Landau, Frankfurt/M. 1978, S. 261-456.
- <sup>9</sup> *R. Schneider*, *Innozenz und Franziskus*, Wiesbaden 1952.
- <sup>10</sup> *R. Schneider*, *Innozenz und Franziskus*, S. 92.
- <sup>11</sup> *R. Schneider*, *Innozenz und Franziskus*, S. 119.
- <sup>12</sup> *R. Schneider*, *Innozenz und Franziskus*, S. 218f.